

DIE DEUTSCHE SPRACHE 1996
Eine Zwischenbilanz

Rede von Dr. Florian Langenscheidt beim Treffen der ehemaligen
Mitarbeiter der C&L Deutsche Revision am 03. Mai 1996

Meine Damen und Herren,

Darf ich zitieren? Aus "Die Wirtschaftsprüfung " 1981, S. 143: "Der Prüfungsbericht als sprachliches Kunstwerk" von Wirtschaftsprüfer Sebastian Hakeimacher, Volksdorf: "Die Selbstverwirklichung des Wirtschaftsprüfers gipfelt in der Erstellung des Berichtes über die Prüfung des Jahresabschlusses. Es ist daher ein Gebot der Stunde, wenn Wesen, Art und Entwicklung des deutschen Prüfungsberichtes einer sorgfältigen Analyse unterzogen werden. Die Analyse führt zu dem Schluß, daß es sich bei dem Prüfungsbericht um ein sprachliches Kunstwerk von hervorragendem Rang handelt, dessen Tradition über Jahrzehnte gefestigt werden konnte. Die Krönung deutscher Prüfungskunst ist der Bericht des Abschlußprüfers. Er wird auch als der konstruktive Teil der Prüfung bezeichnet. Über Generationen wurde der Prüfungsbericht von Jahr zu Jahr fortgeschrieben. Lediglich unvermeidbare Einzelheiten, zum Beispiel die jeweils aktuelle Jahreszahl, wurden verändert. Der traditionsverbundene Berichtschreiber hat es stets verstanden, veränderten Tatsachen, hartnäckigen Einwendungen des geprüften Unternehmens oder modischen Wandlungen der Berufspraxis zu widerstehen. Da die im Prüfungsbericht enthaltenen Zahlen durch Jahresabschluß und Buchführung des geprüften Unternehmens oft präjudiziert sind, ist der schöpferisch veranlagte Abschlußprüfer auf den prosaischen Teil des Berichtes verwiesen. Nach herrschender Meinung soll der Textteil in lockerer Beziehung zu den Zahlenangaben des Berichtes oder der Tätigkeit des Abschlußprüfers stehen".

Meine Damen und Herren, in diesem Sinne sind Sie alle, ob Vorstände, Geschäftsführer, Finanzchefs, Controller, Wirtschaftsprüfer oder Steuerexperten, Sprachkünstler ersten Ranges, und es ist eine große Ehre für mich, als Vorstand im Duden- und Brockhaus-Verlag vor einem solch erlauchten Publikum an einem solch glanzvollen Abend sprechen zu dürfen. Ich danke den Herren Windmüller und Kriebel ganz herzlich für die Einladung zur folgenden Rede und Ihnen allen im voraus für Ihr geneigtes Ohr. Im Namen von "Children For A Better World" in München danke ich der C&L Deutsche Revision für die großzügige Spende an Kinder in Not, die ich anstelle eines Honorares für diesen Vortrag vorgeschlagen hatte.

Es ist unglaublich, aber wahr: Am 01.07.1996 – diese Nachricht ist noch recht jung – soll die zwischenstaatliche Vereinbarung zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung in Wien unterzeichnet werden. Die Neuregelung wird am 1. August 1998 – also etwa 2 Jahre später – in Kraft treten. 1901 gab es ähnliches zum letzten Mal. Wir stehen vor einem historischen Moment. Anlaß genug, eine Zwischenbilanz zu ziehen, neudeutsch: ein Audit zu machen, wo die deutsche Sprache heute steht, Aktiva und Passiva gegeneinander zu wägen und uns ein Bild zu machen von der Situation des zu prüfenden Objektes. Meine Damen und Herren Bilanzexperten, bitte entschuldigen Sie im voraus, daß wir uns bei dieser Zwischenbilanz auf den

30.06.1996 – denn das habe ich vor – eher im qualitativen als im quantitativen Raum befinden werden und daß einige der schon erwähnten festen Regeln zum Prüfungsbericht sicherlich von mir verletzt werden.

Beginnen wir mit der Rechtschreibreform selbst. Die große Frage, die im Moment im deutschen Volk selber unterschiedlich beantwortet wird, ist: Sollen wir sie auf die Aktivseite oder auf die Passivseite dieser Zwischenbilanz setzen? Ich würde sie auf die Aktivseite setzen, denn sie ist eine Reform der Vernunft geworden. Ein paar Sätze zur Geschichte: 1901 wurde die Einheitlichkeit der deutschen Rechtschreibung etabliert, und Konrad Duden war es damals, der die staatliche Regelung mit seinem orthographischen Wörterbuch, dem Rechtschreibduden, bei den Schriftsetzern, Journalisten, Lehrern und in der allgemeinen Bevölkerung verbreitete. 1955 haben die Kultusminister dann als Dank dafür dem Duden offiziell gesagt: Du bist die Instanz für alle Zweifelsfälle in der deutschen Sprache. Seit den 70er Jahren, also seit über zwei Jahrzehnten, tagen Experten über die Frage, inwieweit man die 1901 beschlossene Rechtschreibung, die viele Fragen offenließ, reformieren sollte. Seit 1986, seit 10 Jahren also, gibt es auf Einladung Österreichs internationale Orthographie-Konferenzen. Was sich im Laufe der Zeit immer wieder herausstellte: Die Expertenvorschläge waren nicht konsensfähig. Sie waren zwar logisch soweit möglich, sie waren systematisch, begründet, wo Systematik erreichbar war, aber sie waren politisch nicht durchsetzbar. Ich erinnere an die großen Forderungen wie die weitgehende Abschaffung der Großschreibung oder den Vorschlag, der Aal sollte mit einem "a" und das Boot mit einem "o" geschrieben werden. Alles nicht machbar. Deshalb Abspeckung nach Abspeckung, bis manche Experten meinten: "Was bleibt eigentlich übrig, und haben wir in dieser Zeit nichts Wichtigeres zu tun?" Nach Abschluß aller Gespräche – Österreich und die Schweiz hatten schon genickt – las der bayerische Kultusminister im letzten August das Reformwerk und meinte, das könne so nicht durchgehen. Er sei Humanist und könne nicht billigen, was hier passieren würde: daß man Theater ohne "h" schriebe und Rhythmus "Rytmus". Das sei Sprach- und Kulturverlust. Ich fand, er hatte recht. Er gab all das im "Spiegel" zu bedenken – und was geschah? Die Experten gingen wieder zurück, strichen einiges weg, und es kam ein Konsens heraus, dem die Kultusminister im letzten Herbst zustimmen konnten.

Aber plötzlich waren sich die Kultusminister nicht mehr sicher, ob sie eigentlich allein zuständig seien. Das Innenministerium hatte natürlich mitzuentcheiden, weil es ja nicht zuletzt um die Sprache der Verwaltung geht. Im übrigen war angesichts der föderalen Struktur der Kulturpolitik eigentlich klar, daß die Kultusminister zuständig waren. Aber nein, die Ministerpräsidenten nahmen sich des Themas an und trugen es bis ins Bundeskabinett und zum Kanzler. Alle haben inzwischen zugestimmt und den Weg frei gemacht, und am 01.07.1996 sind wir endlich an dem Punkt, wo die zwischenstaatliche Vereinbarung unterzeichnet werden kann.

Trotz allem: für mich Aktivseite. Das werde ich Ihnen erklären. Die Bereiche, in denen die Reform stattfindet, sind Ihnen bekannt: Laut-Buchstaben-Zuordnung, Groß- und Kleinschreibung, Getrennt- und Zusammenschreibung, Schreibung mit Bindestrich, Zeichensetzung und Worttrennung am Zeilenende. Das klingt sehr abstrakt. Deswegen ein paar Beispiele: Mit Abstand am auffälligsten ist, daß die Konjunktion "daß" nicht mehr mit "ß" geschrieben wird, sondern mit "ss". Daher sieht man jedem Text sofort an, ob er nach neuer oder alter Rechtschreibung verfaßt ist. Auch der Kuß im übrigen: nicht mehr mit "ß", sondern mit "ss". Die Luftschiffahrt mit "fff" kommt nicht so häufig vor. Das Känguruh schreiben Sie dafür nicht mehr mit "h"

hinten. "Kennenlernen" schreiben Sie nicht mehr zusammen, "radfahren" und "diensthabend" auch nicht. "Der einzelne" wird groß geschrieben. "Im trüben fischen" – wüßten Sie, wie man es schreibt? Ab jetzt jedenfalls das "Trüben" groß. "Der Westen" – da haben wir alle gelernt, daß man "st" fast nie trennen sollte – ab jetzt darf man es trennen. Das "ck" wird bei der Trennung künftig wie "ch" behandelt, und Latein- oder Griechischkenntnisse werden in diesem Bereich nicht mehr vorausgesetzt. Also: Wes-ten, Zu-cker und Pä-da-go-ge.

Manchem mag es ein Graus sein, aber so wird es jedenfalls. Viel Wildwuchs kommt weg, vieles wird liberalisiert und erlaubt. Die gezielte Variantenführung ist der Hauptpunkt, über den man sich gestritten hat: Ist Eindeutschung noch "heutig"? Ist richtig, daß ich mich zwanghaft bemühe, Wörter einzudeutschen in einem Europa, das unter Wahrung der kulturellen Identitäten zusammenwächst? Muß ich die "Photosynthese" jetzt mit "f" schreiben, soll der Panther sein "h" verlieren? Ab 1998 sind oft beide Varianten erlaubt. Ich kann es so oder so machen. Das treibt manche Lehrer zwar in die Verzweiflung, weil sie nicht wissen, was sie anstreichen sollen, aber es ist politisch wohl die richtige Entscheidung. Das "Süddeutsche Magazin" hat kürzlich einmal eine Ausgabe ganz auf neue Rechtschreibung umgestellt, und ich kann Ihnen beruhigend sagen, man hat den Unterschied kaum gemerkt. Trotzdem – Wörterbücher, Schulbücher, Enzyklopädien müssen alle durchkorrigiert werden, ein großer volkswirtschaftlicher Aufwand. Noch eine kleine, eher politische Bemerkung. Uns verblüfft eines: In Schlüsselbereichen wie Energie, Kommunikation, Verkehr privatisieren wir und sagen: "Die Privatwirtschaft macht das besser als der Staat." Hier im Bereich der Einheitsschreibung des Deutschen haben wir einen Fall vorliegen, wo alles seit 1901 privatwirtschaftlich hervorragend funktioniert. Und gerade hier soll die Aufgabe dem Privatunternehmen genommen und eine kleine öffentliche Kommission geschaffen werden, die sich in Zukunft für die deutschsprachige Gemeinschaft mit Rechtschreibfragen beschäftigen soll. Der zweite Punkt – auch auf der Aktivseite – sind unsere sprachlichen Normen. Immer wieder werden sie gescholten, immer wieder angezweifelt. Warum brauchen wir so ein differenziertes Normensystem für die Sprache? Damit wir uns alle verstehen. In der Duden-Sprachberatung rufen pro Jahr ca. 15.000 Menschen an, und wir merken an ihren Fragen, wie wichtig es ihnen ist, Gewißheit zu haben, wie sie ihre Sprache verwenden sollen. Der eine fragt, ob das Wort "Konkubine" eine Beleidigung ist, der andere, ob ich jetzt "dem Kohl sein Außenminister" sagen darf. Das zeigt die enorme Bedeutung von Normen als Grundlage funktionierender sprachlicher Kommunikation. Im Stil und Wortschatz können wir uns sicherlich die eine oder andere Freiheit erlauben. Grammatik und Orthographie hingegen brauchen eine gewisse Strenge, die mehr ist als der Schatten unseres Deutschlehrers im Über-Ich. Sie stützt vielmehr das komplexe Regelsystem, ohne das zivilisierte Sprache nicht funktioniert. Und Verunsicherungsquellen bei der Beherrschung dieses Systems haben wir ja wahrlich genug durch Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, zwischen Hochsprache, Umgangssprache und Mundart oder durch die Spannungen zwischen Allgemeinsprache und Fach- und Sondersprachen. Denken Sie nur an das Wirtschaftsprüfer-Deutsch, wo jedes Wort auf die Goldwaage gelegt werden muß.

Wenn wir gerade bei Regelverletzungen sind, komme ich in meiner Bilanz zu einem Gebiet der deutschen Sprache, das für viele eine Belastung, also eher eine Verbindlichkeit, darstellt. Für mich ist es ein Aktivposten. Ich spreche von der Jugend- und "Sponti"-Sprache und möchte dazu die 70er Jahre zitieren aus Dieter E. Zimmers hervorragendem Buch "Redensarten. Über Trends und Tollheiten im

neudeutschen Sprachgebrauch": "Das ist so eine Sache, da gehe ich davon aus, daß einer irgendwie schon selbst herausfinden muß, was da so läuft und wie er damit klarkommt." Das war typischer Jargon der 70er Jahre, und ich glaube, wir können froh sein, ihn überwunden zu haben. Wenn wir uns heute in der Jugend- und "Sponti"-Sprache umschauchen, dann finden wir da kreative Leistungen, die zu würdigen sind und der Sprache neue Impulse geben. Nur ein paar Beispiele: Irgendwo an einer Wand findet sich vielleicht: "Die chemischen Reinigungen nehmen jetzt auch Lebensmittel an." Einen Moment nachdenken und dann merken, was für eine intelligente kleine Wendung das ist! Oder: "Nieder mit der Schwerkraft – es lebe der Leichtsinn!" Oder: "Coito, ergo sum. Nato, ergo bumm." – Und jemand, der sitzenbleibt in der Schule: Im Jugendjargon hat er "Vertragsverlängerung" bekommen und kann sich vornehm "Spätberufener" nennen. Oder so ein kleiner Satz wie "Ich hab' mir 'ne coole Mama gekrallt". Das sind Wendungen, über die man lachen mag, sie schaffen aber Identität, in jeder Altersstufe. Und sie sind kreativer als das meiste, was wir in unserem Alltag sprachlich tun.

Das Gebiet, wo das am kontroversesten diskutiert wird, sind die intensivierenden und übertreibenden positiven Adjektiva. Da ist die Liste lang, über die man sich gerne lustig macht: megacool, crazy, affengeil, schrill, grell, ultraheiß, sauedel, tierisch, ultimativ, rattenscharf usw. Wir lachen darüber. Aber ich glaube, wenn wir zurückgehen und sehen, was in den siebziger, in den sechziger, in den fünfziger Jahren gesagt wurde, wenn jemand seine Begeisterung ausdrücken wollte, dann waren die Ausdrücke wahrlich nicht besser. Damals hieß es "prima" oder "klasse", "toll", "unheimlich", "riesig", "irre", "wahnsinnig", je nach Sprecher, Hintergrund, Bildungsschicht usw. Da gibt es kein besser oder schlechter. Das Schlimmste ist allerdings, wenn jemand versucht, solche Ausdrücke zu verwenden, um jung zu erscheinen, und dann schiefliegt, weil das Wort schon seit zwei Jahren out ist. Also, selbst wenn Sie sich manchmal ärgern mögen über Ihre Kinder, lauschen Sie deren Sprache einmal aufmerksam nach, und Sie werden Verblüffendes entdecken. Die schrecklichen Verallgemeinerungen, daß die heutigen Abiturienten die deutsche Sprache nicht mehr beherrschen, stimmen nach verschiedensten seriösen Erhebungen schlicht und einfach nicht. Und wenn Sie all das abtörnt: Lassen Sie "das Gesülze ganz locker durch die Schoten pfeifen!"

Innovation in der Sprache kommt von vielen Seiten. Unsere Sprache entwickelt sich enorm schnell. Am schnellsten sicher durch Werbung und die Fach- und Sondersprachen. Wir haben kürzlich eine Untersuchung bei Siemens-Nixdorf gemacht und festgestellt, daß eine solche Firma 5.000 eigene Wörter hat, die nur sie verwendet. Das ist eine gewaltige sprachliche Innovationsleistung. In jeder neuen Duden-Auflage gibt es Neologismen. Das sind die neuen Wörter, die von der Dudenredaktion nach genauer Analyse anerkannt werden als "dudenwürdig". Alle drei Jahre sind das in etwa 1.000 bis 1.500 Wörter. Wir versuchen natürlich, verbale Eintagsfliegen nicht hineinzunehmen. Damit Sie ein Gefühl haben, was da so aufkommt, gebe ich Ihnen einige wenige Beispiele aus den letzten Jahren: Kartentelefon, Handy, faxen, Kostendämpfung, Lauschangriff, Eurodollars, Staatsverdrossenheit, Airbag, Scheinasylant, Gentechnik, Elektrosmog, Landescheife, Ozonloch, Umweltkriminalität, Kalorienbombe. Das sind alles Wörter, die es sozusagen geschafft haben aufgrund klar festgelegter Kriterien. Auf der anderen Seite: Es gehen natürlich auch viele Wörter unter. Es gibt ein kleines Wörterbuch von Wörtern, die seit Ende des 18. Jahrhunderts verloren gegangen sind. Zum Beispiel: Ein uneheliches Kind hieß früher "Afterkind". Splitternackt hieß

"fadennackend". Und wissen Sie, was ein "Poetenkasten" war? Das Hinterteil des Kopfes.

Apropos: Wie viele Wörter verwenden Sie eigentlich? Ich meine nicht im Prüfungsbericht oder im Lagebericht des Vorstandes, nein, in Reden, Briefen, Konferenzen oder am Frühstückstisch. Fangen wir klein an: Mit eineinhalb Jahren beherrscht ein Kleinkind etwa 50 wortartige Gebilde. Schon in diesem zarten Alter sind aber die individuellen Schwankungen enorm. Das sechsjährige Vorschulkind – und das ist jetzt ein erstaunlicher Sprung – verwendet mehr als 5.000 Wörter aktiv und kennt über 25.000 passiv. In den dazwischenliegenden Jahren hat es dementsprechend täglich drei Wörter benutzen und siebzehn verstehen gelernt. Eine unglaubliche Gedächtnisleistung, zumal da sich das Lernen ja vollkommen mühelos vollzieht in diesem Alter. Lernt man eine Fremdsprache, werden normalerweise als erstes Ziel 2.000 Wörter aktiv und 8.000 Wörter passiv angegeben. Die Langenscheidt-Grundwortschätze zum Beispiel bieten 2.500 bis 3.000 Wörter. Damit lassen sich circa 90 Prozent von Alltagstexten verstehen. Nebenbei bemerkt: Allein die Wörtchen "der", "die" und "und" machen 10 Prozent eines Normaltextes aus. Und mit 66 Wörtern läßt sich die Hälfte eines solchen Textes verstehen – jedoch leider die unwichtige. Der Wortschatz der "Zeit" beispielsweise dürfte etwa 50.000 Wörter betragen. Adenauer vermeldete gerne stolz, er käme mit 800 Wörtern aus. Homer brauchte 9.000, im Neuen Testament finden sich 5.000, Luther hingegen brauchte 12.000. Als extrem wortreich in der Textproduktion wird Shakespeare mit seinen 20.000 bis 30.000 Wörtern eingestuft. Jedoch wird er sowohl von Goethe als auch von Joyce übertroffen.

Jetzt zurück zu uns Normalmenschen. Der aktiv verwendete Wortschatz eines Deutschen bewegt sich normalerweise irgendwo zwischen 2.000 und einer Obergrenze von 20.000 mit einem Schwerpunkt von 10.000 Wörtern. Die Menge der passiv bekannten Wörter dürfte je nach Bildungsgrad und fachlicher Spezialisierung zwischen 100.000 und 200.000 liegen, wenn man die Wortzusammensetzungen großzügig hineinrechnet. Also eine ganz schöne Leistung, die unser Kopf zustande bringt. (Zu dem ganzen Thema Spracherwerb empfehle ich wieder Dieter E. Zimmer: "So kommt der Mensch zur Sprache".) Abgesehen von der Vielfalt Ihres Vokabulars: Sehen Sie Sprache eigentlich auch – wie ich – als eine Art von Visitenkarte? Eines Bewerbers etwa? Kleidung, Körper,

Gesicht, Frisur, Auto, Wohnung, Büro – an allem arbeiten und feilen wir, da es als

Statement über die eigene Persönlichkeit gesehen wird. Wir vermitteln anderen in all diesen Bereichen ein schnelles Bild von uns selbst und beurteilen andere danach. Und der erste Eindruck entscheidet weiß Gott oft darüber, ob man mehr an dieser Person entdecken möchte oder ob sie zu denen gehört, die in unserem Leben an uns vorbeiziehen, ohne irgendeine bedeutsame Spur zu hinterlassen. In ein paar Minuten kann sich jeder disqualifizieren durch einen schlampigen Brief oder eine schlechte Rede. Sprache ist eine überaus entlarvende Visitenkarte der Persönlichkeit. Und sie läßt sich, im Gegensatz zu Frisur oder Kleidung, nicht von einem Moment auf den anderen verändern oder gar manipulieren. Sie ist wie der Charakter. Beide müssen mit einiger Behutsamkeit entwickelt werden, um zu voller Reife zu gelangen. Dann aber bestimmen sie das Wesen eines Menschen wie kaum etwas anderes.

Und dabei kostet Sprachkultur keinen Heller. Nur ein wenig Selbstdisziplin ist gefragt, wenn es um die Einhaltung bestimmter Grundregeln geht. Etwa darum, leere, blasse und formelhafte Sprache zu vermeiden. Oder darum, sich verständlich und klar auszudrücken. Gerade dabei versagen so viele, obwohl die Regeln der Rhetoriker und der Journalismusberater so einfach klingen: die Zielgruppe berücksichtigen, bekannte und aussagekräftige Wörter verwenden, viele Verben gebrauchen – und zwar im Aktiv, einfache kurze Sätze bilden und dabei Hauptsätze bevorzugen, bejahen statt verneinen, schnell zur Sache kommen, anschauliche Vergleiche heranziehen, sich nicht selbst durch Schachtelsätze unterbrechen, Hauptsachen am Anfang des Satzes bringen. Ein Gesetz ist auch, daß man Aufzählungen vermeiden sollte. Deswegen höre ich hier lieber auf. Der Punkt ist klar. Es geht um nichts Geringeres als eine stilvolle und angemessene Gestaltung des wichtigsten Bindeglieds zwischen Menschen: der Sprache.

Wenn wir von Sprache als Visitenkarte sprechen, müssen wir auch von der eines unserer wichtigsten Lebensbereiche reden – der Wirtschaft. Stellen Sie sich vor, Sie erzählten von einem großen persönlichen Erfolg im Freundeskreis und benutzten dabei Ausdrücke wie "durchaus befriedigend" oder "spürbare Erholungstendenzen". Oder Sie müßten ein Scheitern zugeben und würden dies einpacken in Floskeln wie "hinter den Erwartungen zurückgeblieben" oder "gesamtwirtschaftlich bedingter Rückgang". Man würde Sie im persönlichen Gespräch wohl nicht ganz ernst nehmen und Sie bitten, doch zu sagen, was eigentlich Sache ist. In Geschäftsberichten und Hauptversammlungen jedoch haben wir uns alle an solche Sprache gewöhnt. Sie federt ab, verweist auf Allgemeines, bettet ein und läßt das Geschehen immer ein wenig schicksalhaft erscheinen. Niemand ist wirklich schuld, sei es im positiven oder auch negativen Sinne. Und niemanden scheint es wirklich zu betreffen oder zu bewegen. Man spricht bei einschneidenden Kündigungen gerne von "Ausphasen", vom "schrittweisen Abbau" oder von der "notwendigen Anpassung an die Marktgegebenheiten".

Alles absolut richtig, aber natürlich sehr, sehr weit weg vom realen Geschehen. Wir sollten, finde ich, aufpassen, daß die Sprache der Wirtschaft nicht zu blaß und formelhaft wird. Wir wollen schließlich Menschen motivieren und begeistern und ihnen Erfahrungen und Erfolgsgefühle vermitteln, und da brauchen wir eine entsprechend anschauliche Sprache.

Es ist mir klar, daß wir uns an Bilanz- und Gesellschaftsrecht halten und auf Banken, Betriebsrat und Öffentlichkeit achten müssen. All das ist klar. Trotzdem, ein Stück mehr direkter und konkreter Ausdruck kann nicht schaden. Denn Sprachschwäche erleben wir schon ausreichend in den Reden mancher Politiker.

Wir sind bei der Sprache der Politik angelangt – und damit eindeutig auf der Passivseite unserer Zwischenbilanz:

"Ich gehe davon aus, daß die Entwicklung der Lage die Lösung der Probleme erleichtert, aber auch eine Herausforderung darstellt, denn die unverzichtbare, ja unabdingbare Voraussetzung für die Akzeptanz unserer Politik ist es, daß wir ohne jedes Wenn und Aber ..." – kennen Sie das irgendwoher? Das ist Politikersprache, wo man sich oft nach der Rede fragt, was eigentlich gesagt wurde. "Geht einmal Euren Phrasen nach bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden", möchte man manchem Politiker mit Georg Büchner als Memo aufs Rednerpult legen. "Wenn die Sprache der Politiker nicht mehr greift, wird Politik unverständlich", sagte Hildegard Hamm-Brücher bei der Eröffnung der Leipziger Buchmesse kürzlich und zitierte dann

gleich Erhard Eppler: "Politisch ist erst existent, was in verständlicher Sprache vorgebracht wird."

Blasse Leerformeln, ohne die Muskeln von Kompetenz und gelebter Erfahrung, so stellen sich Politikerreden oft dar und verstärken damit die Entfremdung breiter Kreise von der politischen Sphäre. Dabei kennen doch gerade wir Deutschen die Macht des politischen Wortes aus dem Wiedervereinigungsprozeß. Denken Sie nur zurück an die Leipziger Kundgebungen und an die Predigten in ostdeutschen Gotteshäusern. Nicht umsonst betitelte Václav Havel seine Dankesrede für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels im Jahre 1989 mit dem Statement: "Ein Wort – ein Pfeil." Davon spüren wir in Bonn leider wenig.

Von der Politik zur "political correctness". Sie kennen die Problematik alle aus Amerika. In Deutschland haben wir glücklicherweise, wie ich finde, keine ähnlich ideologisierte Diskussion wie in den USA. Das ist ein Aktivposten der deutschen Sprache. Denn in den USA wird durch Überziehen etwas pervertiert, das eigentlich sinnvoll begann. Sprache spiegelt, wie wir alle wissen, Bewußtsein. Aber es ist ein absoluter Irrglaube, daß man mit verordneter Veränderung der Sprache direkt Bewußtseinsstrukturen verändern kann. Bewahren wir uns also bitte ein Gefühl für Proportion und machen nicht nach, was in den USA gerade an den Universitäten passiert. Was natürlich nicht heißen soll, daß wir zynische und menschenverachtende Fehlgriffe im Sprachalltag akzeptieren sollten. Wie etwa "finale Vergruftung", "Altenlast", "ausländerfrei", "Jammerrossi", "durchraßte Gesellschaft" oder "Überfremdung". Auch der "kollektive Freizeitpark" war keine ganz glückliche Wendung. Das sind alles Wortprägungen, die einen Zynismus in sich tragen, der sich auf gefährliche Weise auf das Denken übertragen kann.

Am breitesten diskutiert wird in diesem Zusammenhang natürlich die Frage, ob die deutsche Sprache eigentlich immanent frauenfeindlich ist. Aufgehängt wurde diese Streitfrage in den vergangenen zwei Jahrzehnten primär an der Tatsache, daß im Deutschen das Maskulinum bei Personen und Berufsbezeichnungen als geschlechtsneutrale Form verwendet wird. "Der Professor", "der Minister", "der Arzt" – gewöhnlich ist es die männliche Form. Nur war dies nicht alles. Gott sollte zum neutralen "göttlichen Wesen" oder gar weiblich werden: "Als Gott den Mann schuf, da übte sie bloß." Das verallgemeinernde "man" sollte natürlich durch "frau" ergänzt oder durch "mensch" ersetzt und Schimpfwörter für Frauen wie "Schreckschraube" oder "Klatschbase" aus den Wörterbüchern gestrichen werden (als ob sich Männer durch "Scheißkerl" oder "Schlappschwanz" nicht genauso beleidigt fühlen).

Und es ergaben sich Probleme wie die unerträgliche Schwerfälligkeit der entstehenden Schrägstrich- und Klammersprache. Beispiel: "Bei der Nachfolge bleibt derjenige/diejenige Bewerber/-in zu berücksichtigen, der/die ...". Sollen sich unsere richtigen Gedanken zur Gleichberechtigung von Frau und Mann so in der Sprache spiegeln? Der Berliner Senat verneinte im Jahr der Wende und empfahl deshalb die Einführung des sogenannten Signal-I: "AntragstellerInnen" oder auch "BerlinerInnen". Daß in der gesprochenen Sprache dann die Männer nicht mehr erwähnt würden, daß der Berliner Bär zur Bärlin würde, daß die Frage des Artikels ungeklärt bliebe und daß der Schritt als gewaltsam erscheinen müßte, irritierte im Senat aber augenscheinlich niemanden.

Aus der Zusammenschau läßt sich vielleicht so folgern: Sicher ist Sprache nicht nur ein neutrales Gefäß für Gedanken und Mitteilungen, sondern prägt unser Bewußtsein entscheidend. Und natürlich müssen wir unseren Kindern mit Selbstverständlichkeit vermitteln, daß Frauen im Beruf glänzend ihren "Mann" stehen – wieder so ein

Ausdruck. Sprache spiegelt solche Gegebenheiten und Veränderungen zumeist höchst angemessen wider und entwickelt sich daher ohnehin kontinuierlich. Man/frau sollte sich zurückhalten mit orwellschen Eingriffen und Vorschriften zur Veränderung des allgemeinen Bewußtseins und nicht den Spiegel zerschlagen, weil das darin Gesehene nicht gefällt.

Damit wären wir beim Thema Ideologie und Sprache angelangt und im zeitgeschichtlichen Zusammenhang am ehesten bei der Sprache der ehemaligen DDR. Jahrzehntelange Bemühungen um sprachliche Veränderungen im Sinne des politischen Systems der DDR haben nichts, aber auch gar nichts, genutzt. Es hat etwas sehr Tröstliches, daß Sprache einfach eine Eigenständigkeit hat, in die sich nicht reinreden läßt. Man hat versucht, ungefähr 1.000 bis 1.500 DDR-spezifische Ausdrücke zu schaffen und dem Volk aufzuzwingen. Aber in dem Moment, wo die Mauer weg war, sind die Ausdrücke auch wieder weggefallen. Niemand hat sie mehr verwendet. Ein paar Beispiele kennen Sie aus der damaligen Zeit:

"Jahresendflügelpuppen" statt Weihnachtsengel oder

"Frühjahrsschokoladenhohlkörper" statt Schokoladenhasen, "Erdmöbel" statt Sarg, die "Kaderabteilung", "volkseigen", "Politbüro", "Held der Arbeit" usw. Die Wörter sind alle weg. Und es gab einige wenige Wörter, die Phänomene der Wende beschrieben wie "Wendehals" oder "Mauerspecht". Die sind in dem Moment verschwunden, als das Phänomen nicht mehr existierte. Geblieben ist nach meiner Kenntnis so gut wie kein spezifisches Vokabular. Die sprachliche Wiedervereinigung – sofern überhaupt nötig, denn wir haben uns zwischen Ost und West ja immer glänzend verstanden – vollzog sich schneller als die soziale, wirtschaftliche und seelische.

Wenden wir unseren Blick auf die westlichen Grenzen und auf den Einfluß des Englischen. Er ist für viele Menschen in diesem Lande eine große Besorgnis, die sie auf die Passivseite unserer Bilanz setzen würden. Aber wir sollten das ein bißchen genauer ansehen. Es gibt zweifelsohne eine Angst vor Überfremdung der Sprache, vor allzu vielen Anglizismen. Aber schauen wir einmal 100 Jahre zurück. Da war das Französische für uns das, was das Englische heute ist. Und man hat festgestellt, daß der Prozentsatz von französischen Wörtern Ende des 19. Jahrhunderts in der deutschen Sprache ungefähr dem entspricht, was aus dem Englischen kommende Wörter in der Sprache heute ausmachen, nämlich 8 bis 9 Prozent. Ich weiß nicht, was besser oder schlechter ist, ob Französisch oder Englisch. Aber Angst vor totaler Überfremdung brauchen wir jedenfalls meines Erachtens nicht zu haben.

Außerdem: Viele Wörter schaffen es in der Tat, "deutsch" zu werden, obwohl sie vor 50 Jahren als Fremdwörter gebrandmarkt wurden und man immer wieder versucht hat, deutsche Substitute zu finden. Nehmen Sie ein Wort wie "Keks". Wer weiß schon noch, daß das von "cakes" kam und dann langsam den Weg ins Deutsche gefunden hat? Das Wort "Büro" war einmal ein französisches Wort. Heute ist es ein deutsches Alltagswort. Die "Bluse", die "Dose", der "Film", der "Start", der "Pantoffel" und der "Admiral" sind alles Wörter, die wir heute intuitiv als deutschen Wortschatz sehen würden. Aber alle kommen aus dem fremdsprachlichen Ausland ...

Gerade Fachsprachen leben vom Input von außen und insbesondere natürlich vom Englischen, das inzwischen die Lingua franca der Welt geworden ist. Ausdrücke wie "creative director" oder "break-even point", "desktop publishing", "lifestyle", "relaunch" oder "Synergieeffekt" – ich kann keinen Niedergang unserer Kultur darin sehen, daß solche Wörter in Deutschland verwendet werden, wenn es keine guten deutschen Substitute gibt. Sie wissen ja, die Franzosen haben da eine ganz andere Politik: Wenn ich auf der Seite 1 einer Zeitung ein englisches Wort verwende, zahle ich eine

Strafgebühr, und selbst der "Walkman" heißt in Frankreich nach langen Überlegungen, wie er denn einfranzösisiert werden könnte, jetzt "baladeur". Das hat schon etwas Künstliches. Ich jedenfalls bin im Zeitalter des freien Flusses von Waren und Dienstleistungen eher dafür, dieses Prinzip auch auf die Wörter zuzulassen und nicht sprachpflegerisch einzugreifen.

Es ist allerdings klar, daß wir im Sprachbereich eine negative Handelsbilanz haben, denn relativ wenige Wörter haben es vom Deutschen ins Englische geschafft. Sie kennen die Beispiele: "Gemütlichkeit", "Kindergarten", "Leitmotiv", "Ostpolitik", "Sauerkraut", "Zeitgeist", "Weltanschauung", "Realpolitik", "Wunderkind", "Schadenfreude", "Schnitzel", "Hinterland", "Aufklärung" und so weiter. Es gibt ein paar hundert Wörter, die das geschafft haben. Aber das ist wenig gegenüber dem, was vom Englischen hierhergekommen ist.

Wichtig ist – und das ist jetzt auch wieder sehr subjektiv: Wenn es eine gute deutsche Alternative gibt, dann sollte man sie natürlich nehmen und nicht aus irgendwelchen Imagegründen seine Sprache mit englischen Wörtern durchsetzen. Denn das wirkt lächerlich.

Welche Rolle spielte das Ende des kalten Krieges denn insgesamt für die Bedeutung des Deutschen – weltweit gesehen? Ich komme also zu der Frage nach dem Bilanzwert des Deutschen im Vergleich zu anderen Sprachen. Nach 1989 gab es erst einmal ein enormes Interesse am Deutschlernen, insbesondere bei Aussiedlern und überall in Osteuropa. In Rußland gibt es neun Millionen Deutschlernende! Man dachte kurzfristig, in Osteuropa und der ehemaligen Sowjetunion könnte das Deutsche bessere Karten haben als das Englische. Das haben wir alle damals – wie es wohl auch angemessen ist – mit bescheidener Genugtuung zur Kenntnis genommen. Es hatte keinerlei sprachlichen Chauvinismus zur Folge. Am deutschen Wesen sollte die Welt nicht noch einmal genesen. Wir waren uns bewußt, daß wir eine unglaublich schöne, präzise und traditionsreiche Sprache haben und daß die sich schon von selbst durchsetzen würde, gestützt natürlich von den traditionellen Bemühungen der Goethe-Institute und der Deutschen Welle. Andere Staaten tun da jedoch sehr viel mehr. Sowohl die Franzosen als auch die Engländer und Amerikaner. Und die Hoffnungen, die Anfang der 90er Jahre entstanden, sind meines Erachtens inzwischen zurückzunehmen.

Englisch als globale Lingua franca ist einfach auch in Osteuropa sehr, sehr stark geworden und im Zweifelsfall stärker als das Deutsche, wenn man sich ansieht, wieviel Prozent der Rumänen oder Bulgaren oder Ukrainer heute Deutsch bzw. Englisch lernen. Auf der westlichen Seite in der EU schafft das Französische durch eine relativ aggressive Politik den zweiten Rang in Brüssel, und Deutsch ist auf dem dritten Rang abgeschlagen. In der dritten Welt und in Südostasien – das müssen wir zur Kenntnis nehmen – gibt es ein relativ hohes Desinteresse am Deutschen. Die einzigen Länder, die da herausfallen, sind Südkorea und Japan. Dort gibt es ein enormes Interesse am Deutschlernen. Fazit: Der Kurswert des Deutschen sinkt nach einer großen Steigerung nach 1989 wieder tendenziell, aber wohl nicht unter das Niveau, das wir vorher hatten.

Am Ende meiner Ausführungen komme ich zum Einfluß von Multimedia und On-line-Medien auf die sprachliche Kommunikation. Beginnen wir klassisch mit dem Fernsehen. Es ist eindeutig – und alle Forschungsergebnisse sprechen hier die gleiche Sprache –, daß der Zwang zur Visualisierung dazu führt, daß der sprachlichen Gestaltung weniger Bedeutung zugemessen wird. Bloß: Das kommt nicht von ungefähr. Wenn Menschen Visualisierung wollen, müssen die Medien

reagieren und Visualisierung bieten. Das gilt auch für die Printmedien: Wenn langer Text nicht mehr gelesen wird, dann ist eine Infografik, die eine Sache gut zusammenfaßt, meines Erachtens besser als lange Texte, die zwar schön sind für den Autor, aber nicht wahrgenommen werden. Wir müssen uns da einfach an die Wahrnehmungsgewohnheiten anpassen. Es gab bei der Gesellschaft für deutsche Sprache über mehrere Jahre hinweg ein interessantes Projekt:

Sprachwissenschaftler berieten die "heute"-Nachrichten in sprachlicher Hinsicht. Die Forderungen, die sie immer wieder an die Nachrichten stellen, sind: verständlicher werden, genauer werden, angemessener werden, gefälliger werden, knapper werden im Zweifelsfalle und nicht zu ausgefallen formulieren, weil das meistens ablenkt von den wirklichen Nachrichten. Ich finde, daß die Moderatoren von Ulrich Wickert bis Nina Ruge besser werden und daß sich da eine Sprachkultur entwickelt hat, mit der sich das Fernsehen nicht verstecken muß.

Es gibt viele andere Beispiele von Sprachkultur im deutschen Fernsehen, und das zeigt, daß keine prinzipielle Feindschaft zwischen Sprache und Fernsehen existiert. Denken Sie an die Talk-Shows von Bio bis Böhme! Ihre schiere Menge beweist, wie sehr die Menschen daran interessiert sind, andere reden zu hören. Aber da geht es natürlich um die gesprochene Sprache. Bei der Schriftsprache haben wir das größere Problem durch die Einflüsse der Multimedia-Welt. Diese Diskussion führen wir in der Verlagsbranche sehr intensiv. Wir veranstalteten bei der Eröffnung des Hauses des Buches kürzlich in Leipzig z.B. ein Symposium über die digitalen Dichter. Es gibt da interessante Projekte: "Rollende Sphären" etwa, die Biographie von Thomas Mann auf CD-ROM, oder den "Faust" oder den ganzen Shakespeare auf der silbernen Scheibe. Also könnte man annehmen, die Leute lesen am PC – aber sie tun es nicht. Am Bildschirm will niemand lesen – außer kurze funktionale Dinge, Zahlenreihen, übersichtliche Texte, E-Mails, kleine Memos usw. Nur keine langen komplexen Texte. Nachschlagen statt Lesen. Das ist natürlich einseitig, denn wir wissen nun alle, daß die wirklich kreativen Räume, die wirkliche Selbstfindung, die wirkliche Erweiterung des Horizonts durch das Lesen von großen Texten zustande kommen. Kommen wir zu den anderen, den Online-Medien, also dem Information - Superhighway. Wenn man einen ersten Blick hineinwirft, muß man sagen, da gibt es enorm viel Sprache. Denn aufgrund der Schmalbandigkeit der Medien bisher kriegen wir bewegte Bilder, Musik und Farbbilder ja noch gar nicht schnell genug hinüber von einem Wohnzimmer ins andere. Aber wenn man sich die Online-Sprache genau anschaut, erschrickt man: sie ist total verkürzt, verstümmelt und funktionalisiert. Datenbank-Abfragesysteme, Enter, Retry, Error und andere kleine Kürzel. In den sogenannten Chat-Rooms, von denen gesagt wird, da würde die reale Kommunikation stattfinden, reden die Leute zwar miteinander wie am Stammtisch – zwischen Ohio und Holzminden. Nur wenn Sie da einmal hineingehen und sich die Sprache zu Gemüte führen, werden Sie eine totale Verflachung und Fragmentarisierung wahrnehmen. Sie kennen vielleicht diese kleinen Emoticons, bei denen ich mit kleinen Smily-artigen Satzzeichen versuche, große Gefühle zu kommunizieren. Ende der Sprachkultur?

Man sagt, es gibt doch wieder Briefe, und zwar E-Mails. Aber wenn ich E-Mail unter die Lupe nehme – darüber gibt es noch nicht sehr viele Untersuchungen, dann ist das nicht mehr die Briefkultur, die Sie und ich meinen. Es gibt hier keinerlei Konzentration, keinerlei wirkliche Zuwendung und Imagination. Es gibt keinen wirklichen Ausdruck von Gefühlen und Gedanken, kein dialogisierendes Selbstgespräch, denn ich warte sofort auf die Kurzantwort. Es gibt kein Stück

Selbsterfahrung. Alles ist reine Funktion. Schnelle Fragen, schnelle Antworten. Bill Gates sitzt pro Tag zwei bis drei Stunden am Computer und beantwortet E-Mails. Das ist perfekt für schnelle Bürokommunikation, aber nicht das, was wir mit Briefkultur meinen.

Man kann sagen, daß sich hier ein Verlust des geistigen Gehaltes von Sprache andeutet. Dieter E. Zimmer spricht in einem anderen Buch sehr schön von der "Elektrifizierung der Sprache".

Meine Damen und Herren, hoffentlich akzeptieren Sie diese Bilanz in großen Zügen, auch wenn sie nicht mit allgemein akzeptierten Accounting Principles erstellt wurde. Sie ist sehr subjektiv. Aber das ist letztlich, wenn wir ehrlich sind, jede Bilanz. Und nächstes Jahr wird man sicher eine neue aufstellen müssen. Denn eines ist unstreitig: Sprache verändert sich rasant. Das haben Sie an allen meinen Beispielen gemerkt. Sie ist lebendig wie alles Humane. Schließlich verbindet sie Menschen miteinander wie Zärtlichkeit, wie ein Auf-die-Schulter-Klopfen oder ein Augenaufschlag. Ohne sie wären wir keine Menschen.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen einen grandiosen Abend.